

Der Calmbacher.

Eine Schwarzwaldgeschichte von **Luise Westkirch.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Poldl saß schon wieder in seiner Ecke und sang unter dem lauten Lachen der Holzknechte ein funkelnagelneues Lied nach einer Walzermelodie:

„I armer Mann,
Was fang' i an?
In a jedem Städtel
Hockt mir a Mädel.
A verlassenes Mädel
In jedem Städtel!
Wollt' i all die frei'n,
Müßt' i nach Türkenland 'nein."

Grötzinger wurde nervös. Er fand, daß auf einmal gar zu viele Augen ihn anguckten. Und er wandte eben den Kopf, den Wirt suchend, um ihn scharf zu machen gegen einen so unmanierlichen Gesellen, als die Tür aufging und eine kümmerlich gewachsene Person hereintrat. Ihr schlichtes blondes Haar war glatt aus dem blassen Gesicht zurückgestrichen, auf dem Rücken trug sie einen Tragkorb randvoll von Erbauungsbüchern. Bunte Haussegen, Heiligenbilder, Bibelsprüche in goldener Umrahmung bedeckten seine Außenseite.

Bärbel ging höflich auf die Eintretende zu. „Grüß Gott, Bücher-Nandl."

„Grüß Gott, Hahnen-Bärbel."

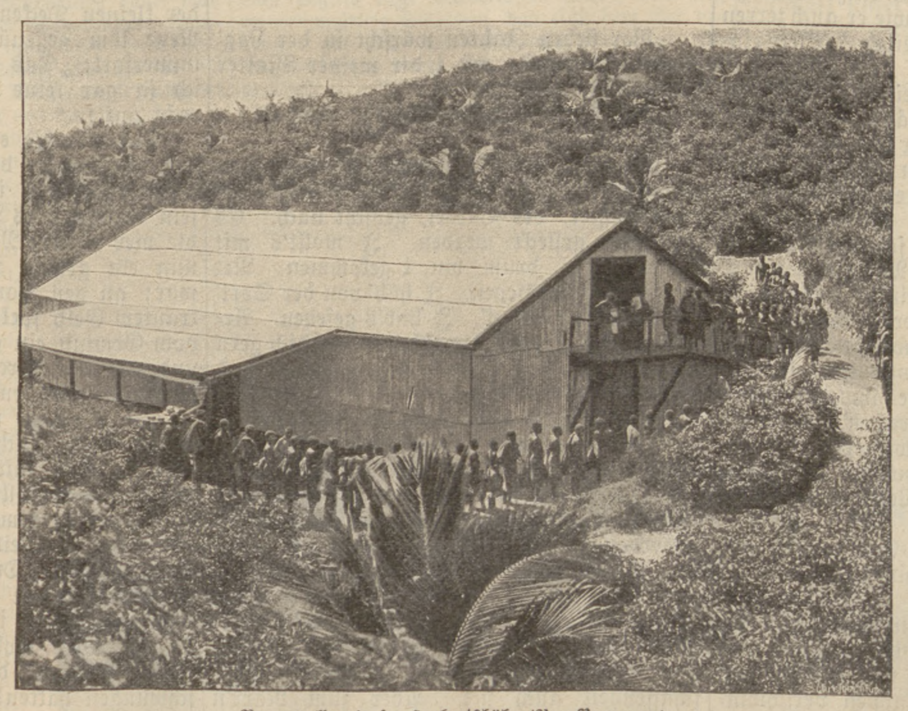
Poldl brach sogleich seinen Gesang ab, kam aus seiner Ecke hervor und nahm dem schwachen Persönchen den schweren Korb vom Rücken. Merkwürdig zart tat er's, mit einer fast ehrfürchtigen Sorglichkeit.

Die Nandl setzte sich auf einen Stuhl. „Grad a bissel raschte möcht' i. Weischt, Bärbel, i hab' nach Dobel 'nauf müsse um frischen Vorrat. Die Kurgäscht' sind in diesem Sommer ganz wild auf meine Haussegen. 's ischt a arg gutes Jahr. Kommscht denn du net nach Wildbad 'nauf?" Und keine Antwort abwartend sprang sie ab: „Grüß Gott auch, Nachbar Grötzinger."

Sie hatte den Kaufmann angesehen und nicht die Wirtstochter, während sie das hastig hervorsprudelte.

Grötzinger machte ihr eine seiner hübschen Verbeugungen. „Schönen guten Abend, Fräulein."

Nandl aß das Butterbrot, das Bärbel brachte, sie nippte am Wein. Dabei gingen ihre dunklen, fast wimperlosen Augen beständig zwischen dem Milch- und Blutgesicht Bärbels und dem etwas blasierten des eleganten Schmuckhändlers hin und her, und dann wieder darüber weg in alle Ecken und Winkel des Raumes, über alle Gesichter. Es war, als machten diese scharfen glänzenden Augen unaufhörlich Momentaufnahmen zur Aufbewahrung in einem nie versagenden Gedächtnis.



Baumwollernte in Herbertshöhe (Neu-Pommern): Arbeiter der Neu-Guinea-Kompanie liefern die gepflückte Wolle in das Baumwollhaus ein. (S. 331)

Grötzinger sah auf seine Uhr. Er wollte den letzten Zug nicht verpassen und empfahl sich.

Kaum war er draußen, da warf auch die Nandl ihren Tragkorb auf den Rücken, griff zum Stecken und stapfte mit zerstreutem „Behüt' Gott miteinander" aus der Tür. Das freundliche Anerbieten Poldls, ihr die Last bis zum Bahnhof tragen zu wollen, hörte sie gar nicht.

Mit drolliger Grimasse sah ihr der Bursch nach. „Jetzt möcht' i bloß wisse, Bärbel, warum daß die zwei net eingehakt zusammen fort'gangen sind."

Bärbel richtete sich straff auf. „Eingehakt?" fragte sie gedehnt.

„Aber freilich," fuhr Poldl gelassen fort, „wann der Grötzinger alle seine Bräut' führe wollt', nachher müßten ihm ersch zehn Arme wachsen."

In Bärbel stieg ein Zorn herauf, daß ihr schwarze Schatten vor den Augen tanzten. Hätte sie nicht im menschengefüllten Saal dem Burschen gegenübergestanden, diesmal würde sie ihn ins Gesicht geschlagen haben. Der allein war schuld daran, daß sie nicht vorwärts kam mit ihrem erwählten Schatz. Seine schnöden Spottreden legten sich ihr allemal wie Schlingen um die Zunge, so oft sie dem Kaufmann ein wärmeres Wort gönnen wollte. Ihre Entrüstung fand nur ein Wort, das sagte sie: „Pfui!"

Er sah ihr spöttisch ins Gesicht. „Hat er dir arg gut gefalle, der Musje, mit seine verwaschene Karpfenaugen und seinem steifgestärkten Bruschtlatz? Ja? — No, kannscht jo türkisch werden."

Die Röte wich von ihren Wangen, sie wurde blaß, kalt vor Hitze. Leise, durch die Zähne zischte sie ihm zu: „Daß du's weischt: er hat heut' um mich angehalte. 's ischt alles in der Reih'. I heirat' ihn."

Das war das Trumpfas in ihren Karten. Aber der Poldl lachte nur dazu. „Du heiratscht ihn? So?"

„Ja."

„Bärbel, wann du den Grötzinger heiratscht — nachher —"

„Was?"

„Nachher heirat' i deine Großmutter."

„Da kann i dir nur raten. 's Aufgebot zu bestelle. Sobald er 's Nötige beisammen hat, werd' i seine Frau."

„Ehnder net? — No, dann pressiert's jo net."

Hier flog die Saaltür so kräftig ins Schloß, daß der Wirt auffuhr. „Sakra! Was ischt's mit dem Mädle?"

Poldl zuckte mit seiner Spitzbubenmiene die Achseln. „J weiß net. 's muß a starke Zugluft geh'n."

— — — — — — — — — —

Arnold Grötzinger wanderte die Straße am Enzufer entlang zur Brücke. Zwischen den schwarzen Bergkuppen rechts und links flimmerten die Sterne wie riesige Leuchtkäfer. Auf der Erde in der engen Talspalte war's dunkel. Kaum schimmerte hinter einzelnen Fensterscheiben ein Lichtstrahl. Auf der laternenlosen Straße begegnete ihm niemand. Niemand störte ihn in seinen unruhig jagenden Gedanken.

An sich war die Bärbel eine Frau, wie ein Mann sie sich begehrt, der warmes Blut in den Adern hat und sich auf Weiberschönheit versteht. Das einzige Kind des Höfener Hahnenwirts mußte obenein als eine vorzügliche Wahl gelten für einen, der in unserer Welt des Oben und Unten das zwingende Verlangen spürt, nach oben zu treiben. Und wahrlich keinem Korkstöpsel ist dieser Trieb je unausrottbarer eigen gewesen, als er Grötzingers ehrgeiziger Seele innewohnte. Nur hatte er ihn bis jetzt nicht befriedigen können. Denn was immer er unternehmen mochte, stets hatte es sich gefügt, daß zum Gelingen ihm gerade nur das letzte bißchen fehlte. Sein Vollbringen verhielt sich zu seinem Wollen immer wie eine sehr kurze Decke zu einer sehr langen Matratze: wie er auch zerren und reißen mochte, die beiden deckten einander nie.

Zuletzt war er von seinem Schwager, halb aus Mitleid, als Verkäufer nach Wildbad gesetzt worden. Daß er dort keine Seide spann, wußte er selbst am besten. Weder in zwei noch in zehn Jahren würde er ein eigenes Geschäft anfangen können, es sei denn von der Bärbel oder seines Schwagers Geld. Wenn er Bärbels Mitgift gewann, würde ihm sein Schwager ein Darlehen nicht verweigern. Und wenn der Schwager ihm das nötige Geld vorstreckte, würde er Bärbels Mitgift gewinnen. Das war wie ein festgeschlossener Ring. Gelang es ihm, an irgend einer Stelle ihn zu durchbrechen, so traute er sich's wohl zu, den Schwiegervater durch den Schwager und den Schwager durch den Schwiegervater in einen Wettlauf zu seiner Unterstützung hineinzuhetzen. Nur den Anfang galt's zu finden, den Stützpunkt, von dem aus er wie einst Archimedes die Welt zu bewegen hoffte.

Da fiel ein weißer Stern gerade vor ihm herunter, einen langen Lichtstreif durch den schwarzen Himmel ziehend und hinter den dunklen Tannen der Bergkuppen verschwindend.

Und im selben Augenblick blitzte ihm durchs Hirn die Erinnerung an eine Sache, die er vor Monaten in einer Zeitung gelesen. In New York hatte sie sich abgespielt oder in London.

Er blieb stehen, geblendet von dem fallenden Stern oder der aufflammenden Idee in seinem Hirn.

Da war's, als ob die Dunkelheit um ihn sich plötzlich zu einer Gestalt verdichtete. Die stand unversehens vor ihm auf der Enzbrücke und sprach: „Arnold —"

Grötzinger fuhr zusammen. „Wer ist da?"

„J bin's. Kennscht mi nimmer? Die Bücher-Nandl. J muß dich was fragen, Arnold."

„Hast du dazu nicht immer Gelegenheit? Den ganzen Tag stehen wir zusammen in der Wildbader Kolonnade."

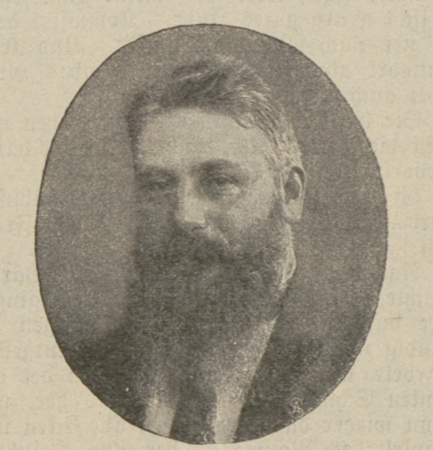
„Net vor den Leuten. Net am hellichten Tag. Jetzt muß i dich fragen. Arnold, wie denkscht? Wann wirscht mir mein' Sach' zurückgeben?"

„Das, das willst du mich fragen? Das hatt' ich allerdings nicht — von dir erwartet. Du weißt doch am besten, daß ich arm bin, völlig mittellos."

Grötzinger sprach gekränkt.

„So will i dich was andersch fragen, Arnold. Wann wirscht mir dein Wort halten? Sieben Jahr' hab' i auf dich gewartet."

„Ich bin nicht in der Lage, jetzt zu heiraten, Nandl, das mußt du doch einsehen."



Justizrat Dr. H. Staub †. (S. 331)

„Vor sieben Jahren wärscht in der Lag' gewesen, damals, wie i dir meiner Mutter Erbteil hingeben hab'."

„Ich hatte eben Unglück im Geschäft — immer Unglück."

„Unglück! — Und jetzt willscht mich ganz verlassen," fuhr sie erregt fort. „Der Höfener Wirtstochter, der Bärbel, gehscht nach. Es ischt mir gesteckt worden. J wollt's mit Augen seh'n, drum bin i gekommen. Net wegen der Haussegen. J hab' von der Sort' mehr, als i verkauf'. J hab's gesehen. Arnold, i will dir net verzählen, wie i dich gern gehabt hab', was i für dich getan hab' und gelitten auch. Wie i wegen deiner verfallen bin mit meinem Vatter, der dich besser kennt hat als wie i; wie i einem braven Burschen den Abschied geben hab', um deinetwillen —"

„Ich denk', du willst mir all das nicht erzählen. Oft genug hast du's schon getan. Unterdessen fährt uns der Zug fort."

„'s ischt net mehr lang, was i dir zu sage hab'. Und auf einer Brück' redet sich derlei arg gut. Da sperrt kein drittes die Ohren auf. Also von deiner Lieb' hab' i nix mehr zu erwarten, von deiner Rechtschaffenheit auch net. Aber zum Narr'n halten laßt sich die Nandl Sterzer net. Des sag' i dir und darauf kannscht glei' das Sakrament nehme: du wirscht dein Bärbel net ehnder zur Kirch' führen, bis du mir net mein' Sach' bei Heller und Pfennig zurückgezahlt hascht —"

„Gut, so werd' ich dir's zurückzahlen."

„Von der Bärbel ihrem Geld, net wahr?"

„Gleichviel wovon, du bekommst's. Da sei ruhig. Du bekommst's. Aber daß ich dir die häßlichen Worte nicht vergessen werde, die du heut' in meiner Verlegenheit zu mir gesprochen hast, das wirst du auch begreifen. Ich zahle dir meine Schuld, und dann ist's aus zwischen uns, ganz aus. Ich kenne jetzt deinen Charakter."

Er wandte ihr den Rücken. Mit langen Schritten ging er über die dröhnenden Holzplanken der Brücke.

Die Nandl hatte das Geländer gefaßt. Sie blieb stehen. Auf der Station drüben pfiff der einfahrende Zug. Auch sie hatte die Bahn benutzen wollen. Zwei Stunden marschieren würden ihre Kniee kaum noch leisten können. Sie blieb aber doch stehen.

Aus! Das war's ja lang schon. Aber gesagt hatte er's noch nie. Die Unumstößlichkeit, das volle Gewicht der Tatsache empfand sie erst im Augenblick des offenen Bruchs. Aus! Aus! Des Lebens Hoffnung, des Lebens Freude! Könnte auch die Liebe in dem dummen Herzen aus sein mit dem Wort! Die Liebe, die lebendig geblieben ist sieben Jahre lang, neue Nahrung gesogen hat aus täglichem Sehen, die aus jeder Mißhandlung verjüngt hervorgegangen ist! Ob die sterben kann, solange ein Atemzug die enge Brust des Mädchens hebt? Aber am Ende ist's gar nicht mehr Liebe, was da drinnen bohrt. Am Ende ist's nur der Zorn. Der Zorn, daß sie nicht ein zehnmal größeres Vermögen hat als das hingegebene, ein zehnmal größeres als die Bärbel, damit — ja, damit sie es nochmals hingeben könnte und den Treulosen daran festhalten trotz allem.

Nein, sie würde es ihm nicht geben! Er würde um sie werben, und sie, sie würde hart und stolz bleiben. O, das wäre! Das wäre! Er würde leiden, endlich er! Nicht immer nur sie, sie! —

Arnold Grötzinger stieg in ein leeres Coupé, und während der Zug die Talkrümmungen entlang rasselte, die großen Sterne ihm ins Fenster lugten und der Lichtschimmer der kleinen Deckenlampe über die Sitze und Netze ihm gegenüber zitterte, sagte er sich immerfort: „Das war das Letzte. Nun hab' ich ja gar keine Wahl. Es ist gut, es ist recht gut so."

Dabei dachte er allerlei krauses Zeug, an den Bergwirt, der hinter seinem grünen Tannenvorhang in schwüler Gewitternacht sein verschuldetes Wesen anzündete, daß nur die vier nackten Mauern stehen blieben, und nun ein großer Hotelbesitzer in Frankfurt war; an den Bankkassierer, der mit anvertrautem Geld spekulierte, glücklich spekulierte, vom Gewinn ein großes Bankhaus gründete und als ein Ehrenmann und Musterbürger zu Grab getragen wurde.

So schlimm würde er's nicht treiben. Direkt das Zuchthaus riskieren — nein. Nur so eben mit dem Ärmel streifen, weil mit der schwerfälligen Ehrlichkeit leider nicht vom Fleck zu kommen war. Nur durch ein bißchen Schlauheit Frau Fortuna unter die Arme greifen. Du lieber Gott! Wenn man die Erfolgreichen der Erde zwingen könnte, das Geheimnis ihres Erfolges klarzulegen — wie viele wohl ohne solch kleine Nachhilfen sich auf das rollende Glücksrad geschwungen hätten?

Er ging vom Bahnhof nicht geradeswegs heim. Er wanderte durch die öde und dunkel liegenden Straßen des altberühmten Städtchens, durch die Trinkhalle schritt er, auf deren Steinfliesen seine Absätze laut hallten, und weiter die geschlossenen Kaufstände der Kolonnade entlang. Wie dunkel die Bäume



Die Hauptstraße von Mukden.

auf der Überseite schatteten! Und welche Einsamkeit! Kein Lichtschimmer, kein Laut, keine Menschenstimme. Hier mußte sein Stand sein, der letzte. Die Nandl Sterzer saß mit ihren Schriften schon jenseits des Kolonnadendachs. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Wie der kaiserliche Gouverneur von Deutsch-Neu-Guinea meldet, sind die bei **Herbertshöhe** auf der Insel **Neu-Pommern** errichteten katholischen Missionen von den Eingeborenen angegriffen und 2 Priester, 3 Brüder und 5 Schwestern getötet worden. Die Eingeborenen, Papuas oder Melanesier, stehen noch auf sehr tiefer Kulturstufe, sind aber fleißige und geschickte Landbauer, daher man sie auf den **Pflanzungen** der **Neu-Guinea-Kompanie** sehr gut verwenden kann. Es wird außer der Kokosnuß hauptsächlich Tabak, **Baumwolle** und **Kaffee** gewonnen. — In dem Rechtsanwalt **Justizrat Dr. H. Staub**, der im Alter von nur 48 Jahren in Berlin starb, hat Deutschland einen seiner besten Juristen verloren. Staub war ein geborener Oberschlesier und erzielte seine ersten Erfolge als Verteidiger in Strafsachen wegen handelsrechtlicher Vergehen, gab jedoch später die Verteidigerlaufbahn auf, um sich ganz der Zivilpraxis zu widmen. Durch seinen großen „Kommentar zum Handelsgesetzbuch" erwarb er sich den Ruf, einer der ersten Kenner des deutschen Handelsrechts zu sein. Zu seinen letzten wissenschaftlichen Arbeiten gehören die wertvollen Ausführungen über positive Vertragsverletzungen. — Die Hauptstadt der Mandschurei, das heilige **Mukden**, ist eine der interessantesten chinesischen Städte. Bei einem Besuche der **Hauptstraße** fühlt sich der Fremde in eine wahre Märchenwelt versetzt. Die Häuser mit ihren seltsamen Dächern, ihren Säulen und ihrem phantastischen Schnitzwerk, nicht minder die riesenhaften Pfosten und Schilder der Handwerker und Kaufleute mit ihrer Vergoldung und Lackierung sind wahre Kunstwerke. Eine sinnreiche, äußerst kombinierte Ornamentik zeigt uns in lustigen, grellen und glänzenden Farben Drachen und andere Tiere aus dem Reiche der Fabel, kaum ein Dachfirst, kaum ein Balkenknopf, der nicht mit seltsamen Figuren geschmückt, kaum eine Tür oder Wand, die nicht mit gewaltigen Helden oder schreckenerregenden Göttern bemalt ist. — Selbstfahrer, das heißt Motorwagen und Motorräder, sind im diesjährigen **Kaisermanöver** in einem bisher nicht dagewesenen Umfange verwendet worden. Da das **Selbstfahrerdetachement** der königlichen Eisenbahnbrigade nur aus 40 Köpfen besteht, so waren noch 28 Infanteristen zum Zweck der Dienstleistung als Selbstfahrer ausgebildet, sowie noch 15 Motorwagen und 28 Motorräder gemietet worden. Die Zahl der Fahrzeuge, die sich in der Kaserne des 2. Eisenbahnregiments in Berlin zur Ausfahrt zum Manöver versammelte, betrug 22 Automobile und 34 Motorräder.

Mondnacht bei Lazise.

(Mit Bild auf Seite 332.)

Weit weniger besucht als das Nordufer des Gardasees mit Riva und Torbole und das Westufer mit Gargnano, Gardone Riviera und Salò ist heutzutage der Südosten jenseits der steilen Felsabhänge des Monte Baldo. In der Bucht hinter dem Kap San Vigilio liegt weltverlassen Garda, das alte, mauerumgürtete Städtchen, das einst dem See den Namen gab. Es wird überragt von einer altlongobardischen Burg. Weiterhin kommt Bardolino, berühmt durch seine Feigen, und dann Lazise. Das etwa 2600 Einwohner zählende Fischerstädtchen wurde von einem schwäbischen Ritter, der im Gefolge des deutschen Kaisers Heinrich II. nach Italien zog, im Jahre 1015 gegründet. Wie der Schwabe geheißen hat, wissen wir nicht mehr. Er erbaute sich dicht am Ufer und halb im Wasser eine trotzige Feste und wurde der Ahnherr der Bevilaqua, eines Veroneser Geschlechts, das in den Kämpfen des Mittelalters eine bedeutende Rolle spielte. Äußerst romantisch ist der Anblick der alten Burg in einer Vollmondnacht, wie ihn der Maler unseres Bildes festgehalten hat.

Weinlese.

(Mit Bild auf Seite 333.)

Bei der Weinlese am Rhein und an der Mosel, in der Pfalz und im schönen Neckartal spielen die jungen Winzerinnen, welche die Trauben schneiden und sie in Bütten zur Kelter tragen, eine bedeutende Rolle. Sie verleihen der Arbeit Heiterkeit und Leben, Gesang und Scherz verkürzen die Zeit, und so kommt es, daß überall die Weinlese fast den Charakter eines Volksfestes trägt. Der Brauch, meist durch Frauen und Mädchen die Trauben schneiden zu lassen, ist so alt wie der Weinbau in Europa. Unser Bild stellt eine griechische Winzerin dar, die mit gefülltem Korbe eben zur Kelter geht. Ihr Gesicht zeigt nichts von Heiterkeit, vielmehr eine sanfte Melancholie. Was mag der Grund davon sein? Sicherlich hat auch damals schon der freie Verkehr der Jugend bei der Weinlese dem kleinen Liebesgott vortreffliche Gelegenheit zu allerlei losen Streichen geboten, und die schöne Chloë ist offenbar von einem seiner Pfeile schwer verwundet.

Mein Reisegefährte.

Ein Erlebnis aus dem Burenkriege.

Von **G. Schenk.**

Als am 11. Oktober 1899 der Krieg in Südafrika ausbrach, war ich Ingenieur auf einem Kohlenbergwerk bei Dundee. Wenige Wochen nach dem Ausbruch des Krieges mußte unser Betrieb eingestellt werden, da die eingeborenen Arbeiter davonliefen, als die siegreichen Buren unsere Gegend besetzten. Das Bergwerk gehörte einer schwedischen Gesellschaft unter Direktor Larström, und dieser ließ mich eines Tages kommen und teilte mir mit, daß ich heimkehren könne, wenn ich wolle. Niemand war froher als ich. Gleich wollte ich fort, und da alle Verkehrsmittel



Das Selbstfahrerdetachement für das Kaisermanöver.

Nach einer Photographie der Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H. in Berlin.

wegen des Krieges versagten, wollte ich zu Pferde nach Pietermaritzburg.

Zur Aufklärung des Lesers muß ich ein wenig von meinen Privatangelegenheiten erzählen. Ich bin ein Steiermärker und war vor vier Jahren als fünfundzwanzigjähriger Bergingenieur nach Südafrika gekommen. In der österreichischen Heimat wollte es mir nicht glücken. Ich hatte meine praktischen und theoretischen Studien vollendet, aber es war überall Überfüllung, und ich hatte nicht die Mittel, um lange auf eine gute Anstellung zu warten. Mit Hilfe eines Onkels, der mir das Geld zur Reise vorstreckte, ging ich nach Südafrika und fand dort die Stellung bei der schwedischen Gesellschaft. Ich hatte nichts in Österreich zurückgelassen, woran mein Herz hing. Meine Eltern waren tot, Geschwister hatte ich nicht. Doch blieb ich in Briefwechsel mit meinem Onkel in Wien, der ein ziemlich gutgehendes kaufmännisches



Mondnacht bei Lazise. (S. 331)

Geschäft besaß. Ich gab ihm Nachricht von meinem Befinden und leistete ihm bald die erste Abzahlung auf sein Darlehen, denn mein Gehalt betrug achttausend Mark jährlich und dazu vollständig freie Verpflegung.

An Stelle meines Onkels antwortete mir meist meine Base Josephine, ein hübsches und liebenswürdiges Mädchen im Anfange der Zwanzigerjahre. Wenn man in Südafrika sitzt, dann erscheint einem die Heimat und alles, was dazu gehört, in einem ganz anderen Lichte. Man wird ein sehr fleißiger Briefschreiber. Der Briefwechsel zwischen meiner Base Josephine und mir wurde immer eifriger und wärmer. Ich schickte eine Menge Bilder nach Hause und erzählte ausführlich mein Leben. Meine Base schickte mir dafür Zeitungen und Bücher, in meiner Einsamkeit wahre Schätze, und schließlich auch ihr Bild. Das tat es mir an, und nachdem wir zwei Jahre miteinander korrespondiert hatten, verlobten wir uns brieflich. Ich war zu der Überzeugung gekommen, daß ich meine Base leidenschaftlich liebe, und Josephine gestand mir, sie habe mich schon seit Jahren liebgehabt, und sei sehr unglücklich gewesen, als ich von ihr ging, ohne ihr auch nur im mindesten anzudeuten, daß ich etwas für sie empfände.

Man wird es begreifen, daß es hart für

einen jungen Menschen ist, unter solchen Herzensumständen in Südafrika zu sitzen und nicht los zu können. Tausendmal hatte ich in der Zwischenzeit meinen Vertrag mit den Schweden verwünscht und den Himmel gebeten, etwas eintreten zu lassen, das es mir ermöglichte, wenigstens für einige Monate nach der Heimat zurückzukehren. Einfach fortgehen konnte ich nicht. Brach ich den Vertrag, so hatte ich eine hohe Strafsumme zu zahlen, die beinahe meine sämtlichen Ersparnisse aufzehrte. Nun aber hatte das Schicksal meinen heißesten Wunsch erfüllt; ich konnte nach Europa reisen.

Die Gesellschaft zeigte sich bei der Abfindung sehr nobel. Sie zahlte mir nicht nur das Gehalt für das laufende Jahr, sondern auch einen schönen Ersatz für die Sachen, wie Möbel, Kleidungsstücke u. s. w., die ich auf dem Bergwerk bei der Abreise zurücklassen mußte, dazu die Prämie, die nach Vollendung einer fünfjährigen Dienstzeit ausgemacht war. Im ganzen erhielt ich 2250 Pfund Sterling, das macht über 45,000 Mark, eine schöne Summe, wenn man daran denkt, daß ich sie mir innerhalb weniger Jahre verdient hatte.

Ich nahm nur noch einen Anzug mit, ein wenig Wäsche, dann meine Papiere, vor allem die Briefe meiner Braut. Mein Zeugnis hatte mir Larström in schwedischer und auf meinen Wunsch auch in deutscher Sprache ausgestellt. Der Scheck auf 2250 Pfund Sterling, der in Durban von der Natalbank gezahlt werden sollte, belästigte mich nicht allzusehr, und mit etwas barem Geld in der Tasche, meinem Revolver und einigem Mundvorrat machte ich mich am 3. November auf den Weg. Ich wollte am ersten Tage 76 Kilometer bis Greytown reiten und von dort am zweiten Tage die 77 Kilometer nach Pietermaritzburg.

Ich verabschiedete mich recht herzlich von meinem Direktor und ritt mit leichtem Herzen die nach Süden führende Straße nach Greytown entlang. Am Nachmittag kam ein fürchterliches Gewitter, das mich zwang, in einem Bauernhof am Wege Schutz zu suchen. Der wolkenbruchartige Regen dauerte so



Weinlese. Nach einem Gemälde von Henry Ryland. (S. 331)

lange, daß ich am Abend erst Keate, 27 Kilometer nördlich von Greytown, erreichte und dort übernachtete. Mein Plan, innerhalb zwei Tagen nach Pietermaritzburg zu kommen, war nun zu Schanden geworden. Ich konnte am nächsten Tage nicht 104 Kilometer machen. Übrigens hatte ich keine Eile. Der Dampfer von Durban ging erst am 15. November nach Europa.

Frühzeitig brach ich am 4. November von Keate auf. In Greytown kehrte ich in einem Gasthaus ein, das einem deutschen Wirt namens Bodenstein gehört, und nachdem ich mich durch ein Frühstück ordentlich gestärkt hatte, besprach ich mit dem Landsmann die Weiterreise. Er schlug mir vor, in New Hannover zu übernachten und am nächsten Tage bis Pietermaritzburg zu reiten. Bodenstein meinte aber, ich solle nicht der Straße folgen, die von Greytown über Blinkwater nach Pietermaritzburg führt, sondern ich sollte reiten, wie der Vogel fliegt. Wenn ich mich nach Karte und Kompaß richtete, konnte ich nach seiner Ansicht gar nicht fehl gehen. Hindernisse traf ich unterwegs nicht an. Ein starker Höhenzug lag allerdings in der Luftlinie zwischen Greytown und New Hannover, den die Straße in weitem Bogen umging, aber mit einem guten Pferde konnte ich den Höhenzug ganz gut passieren.

Ich verließ, nachdem die größte Mittagshitze vorüber war, Greytown und nahm meinen Weg auf die Berge zu. Nachdem ich ungefähr eine Stunde geritten war, bemerkte ich links von mir einen Reiter, der von Nordwesten kam und anscheinend auch den Bergen zustrebte. Der Reiter hielt, wie ich durch das Glas sehen konnte, sein Pferd an und beobachtete mich scharf. Ich ritt ruhig weiter, abwechselnd Trab, Schritt und, wo es das Gelände erlaubte, auch Galopp. Nachmittags gegen fünf Uhr traf ich mit dem fremden Reiter am Fuß der Berge zusammen, und nachdem wir uns etwas forschend gemustert und kurz gegrüßt hatten, fragte ich: „Komme ich hier über die Berge nach Pietermaritzburg?“

„Ich glaube wohl,“ antwortete der Reiter, ein ungefähr dreißigjähriger Mann, an dessen Englisch ich sofort den Buren erkannte.

Um sein Mißtrauen zu verscheuchen, erklärte ich ohne weiteres: „Ich bin ein Deutscher und möchte nach der Heimat. Kennen Sie den Weg genau?“

„Ich kenne den Weg und will auch bis in die Nähe von Pietermaritzburg.“

„Darf ich mich Ihnen anschließen?“ fragte ich.

Der Bur dachte einen Augenblick nach. „Meinetwegen,“ versetzte er dann. „Bis in die Nähe von New Hannover reite ich mit Ihnen. Ich muß aber heute abend noch weiter.“

Er war abgestiegen, um den Sattel seines Pferdes fester anzuziehen, und ich tat das gleiche. Ich bemerkte dabei, daß sein Pferd sehr abgetrieben war. Er ließ es eine Weile grasen, und ich bot ihm meine Flasche mit Kapwein an. Er lehnte den Wein ab, obgleich er sehr erschöpft schien, wurde jedoch bald zutraulicher, sagte mir, er heiße Jakob Meyer und komme aus dem Zululand.

Als wir dann weiterritten, nicht in so schnellem Tempo, wie ich es gewünscht hätte, wurde er gesprächiger und erzählte mir manches Interessante von dem Leben in Natal, das ich ja nur von einer ganz besonderen Seite, nämlich von einem Bergwerk aus, kennen gelernt hatte.

Leider überraschte uns wieder ein Gewitter, als wir in die Berge kamen. Wir mußten Schutz suchen und wurden länger als zwei Stunden aufgehalten. Beim Ausgang aus den Bergen sahen wir auch, daß der Weg fürchterlich schlecht war, und ich meinte, es wäre das beste, hier zu übernachten, zumal wir auf einem Hügel ein ziemlich trockenes Plätzchen fanden, wo auch eine Anzahl von Akazienbäumen stand. Es fiel mir auf, daß Meyer sehr lange überlegte und vorher die Gegend hinter uns sorgfältig mit dem Feldstecher absuchte. Dann meinte er endlich, wir könnten wenigstens für eine oder zwei Stunden ruhen und etwas genießen; den Pferden würde die Pause auch wohl tun.

Wir machten ein Feuer an, um uns Tee zu kochen. Meyer hatte fast gar keinen Mundvorrat bei sich, was mir auffiel. Indes hatte ich mich in Greytown durch die Freundlichkeit meines Landsmannes so versorgt, daß wir für drei genug gehabt hätten. Nachdem wir den Tee nebst einem tüchtigen Stück Maisbrot und kaltem Fleisch vertilgt hatten, fragte mich Jakob Meyer, ob ich ihn in einer Stunde pünktlich wecken wolle, wenn er sich jetzt etwas schlafen lege. Der Mann war sehr erschöpft, und sein Pferd war es nicht minder; ich versprach, ihn in einer Stunde zu wecken, obgleich ich nicht begriff, was er vor hatte.

Mein Reisegefährte schlief sofort neben dem Feuer ein, und ich zündete meine Pfeife an und rauchte, hin und wieder nach der Uhr sehend und dabei beobachtend, wie rasch die Dunkelheit hereinbrach. In meinen Gedanken war ich natürlich schon weiter fort. Ich malte mir aus, wie herrlich es sein würde, wenn ich wieder in der Heimat ankam, und welche Freude es geben würde, wenn ich von Durban aus eine Depesche an Josephine schickte, daß ich in absehbarer Zeit, ungefähr in fünf Wochen, zu Hause sein würde. Ich sorgte dafür, daß unser Feuer nicht ausging, denn jetzt, nach dem Regen, kamen allerlei stechende Insekten in dichten Schwärmen heran.

Die Stunde war beinahe vergangen, als ich trotz des weichen Bodens Hufschlag hörte. Es war ganz finster, und ich mußte mich auf mein Gehör verlassen. Ich überlegte, ob ich Meyer wecken solle; es war indes nicht nötig, denn durch das laute Hallo von fünf Reitern, die uns plötzlich umgaben, erwachte er von selbst.

Ehe ich mich besinnen konnte, war ich zu Boden gerissen, entwaffnet und gefesselt; ebenso Meyer. Ich glaubte zu träumen, denn auf einen derartigen Überfall war ich nicht gefaßt. Räuber gab es in der Gegend nicht, und ich sah beim unsicheren Scheine des Feuers, daß die fünf Reiter Uniform trugen. Sie trugen graugelbe Khakianzüge, hohe Stiefel und graue Filzhüte, die an der einen Seite aufgeklappt waren. Es waren Natalfreiwillige, die zum englischen Heere gehörten. Da ich ein reines Gewissen hatte, kam mir die Sache mehr spaßhaft vor. Es handelte sich wohl um einen Irrtum.

Vorläufig beschäftigten sich die Leute mit Meyer.

„Haben wir dich, du Schuft!“ sagte der Führer der Streifpatrouille. „Willst du es leugnen, daß du Moister bist?“

Der Mann, der sich mir gegenüber Meyer genannt hatte, schwieg.

„Vorwärts,“ schrie der Führer, „keine Umstände gemacht! An den Baum mit dem Spion!“ Und rascher, als ich es erzählen kann, vollzog sich vor meinen Augen ein entsetzlicher Vorgang. Einer der Leute schlang vom Sattel aus einen Strick über einen starken Ast eines der Akazienbäume. Im nächsten Augenblick hatte mein Reisebegleiter die Schlinge um den Hals, und wieder ein paar Momente später zappelte er an dem Baumaste. Ich war wie gelähmt. Aber ich sollte aus meinem Schreck bald aufgerüttelt werden.

„Nun zu dir,“ sagte der Führer, und schon riß man mich unter denselben Baum, an dem mein Reisebegleiter hing und noch zuckte, und bereits wurde ein neuer Strick über den Ast geschlungen. Mein Leben zählte nur noch nach Minuten.

„Was wollt ihr von mir?“ schrie ich auf Englisch. „Was wollt ihr von mir? Ihr begeht einen Mord, ich bin unschuldig!“

„Schweig!“ versetzte der Führer. „Du bist der Genosse dieses Kerls da, der oben baumelt. Wir kennen alle eure Schliche. Ihr habt gestern die Telegraphenlinie nach Hermansburg abgeschnitten. Aber diesmal kommt ihr nicht davon.“

„Sie irren sich!“ versetzte ich. „Ich bin kein Bur und kein Spion, ich bin ein Deutscher. Ich habe den Mann hier zufälligerweise getroffen.“

„Das kann jeder sagen,“ lachte der Engländer. „Und wenn Sie ein Deutscher sind, so ist das keine Empfehlung. Die Deutschen sind ebenso unsere Feinde wie die Buren.“

Ich saß in einer entsetzlichen Falle, das war sicher. Im nächsten Augenblick schon hatte ich die Schlinge um den Hals.

Bevor die Leute sie zuzogen, rief ich noch einmal: „Um des Himmels willen, seid ihr Menschen? Wie könnt ihr einen Unschuldigen ermorden! Ich kann mich legitimieren, ich habe nichts mit dem Kriege zu tun.“

Ich fühlte es, wie meine in der Verzweiflung ausgestoßenen Worte Eindruck machten.

„Was haben Sie für Ausweise?“ fragte der Führer.

„Greifen Sie in die Brusttasche meines Rockes,“ versetzte ich, „sehen Sie mein Gepäck nach. Ich bin ein Deutscher, Ingenieur gewesen bei der schwedischen Gesellschaft in Dundee.“

Die innere Brusttasche meiner Joppe wurde entleert, und ich konnte den Führer betrachten, der beim Scheine des Feuers die Schriftstücke zu entziffern suchte. Nach bangen fünf Minuten erklärte er: „Das ist nicht Englisch, das ist Holländisch, und Sie sind ein Bur, ein Spion, wie Ihr Genosse, der bereits hängt. Halten Sie uns nicht länger mit Ihren Lügen auf!“

„Das ist nicht Holländisch, das ist Schwedisch und Deutsch,“ rief ich in Todesangst.

„Das kann jeder behaupten. Ich kenne diese Sprachen nicht.“

„So bringen Sie mich nach Greytown, ich werde mich dort ausweisen.“

Die Leute lachten laut auf. „Sie Narr! Glauben Sie wirklich, wir hätten Zeit, mit Gelichter Ihres Schlages so viele Umständlichkeiten zu machen? Nein, Sie werden gehenkt, wo Sie stehen.“

„So sehen Sie sich doch den Scheck an!“ rief ich verzweifelt. „Der Scheck ist ja auch von dem Direktor der Grubengesellschaft auf die Bank in Durban ausgestellt. Wie käme ich zu einem solchen Scheck, wenn ich nicht der wäre, für welchen ich mich ausgebe!“

Der Führer zuckte die Achseln. „Der Scheck ist kein Beweis,“ meinte er, „den können Sie ja irgend jemand gestohlen haben.“

„So sehen Sie doch meine Wäsche nach!“ bat ich mit dem letzten Rest von Kraft. „Ich bitte Sie, vergleichen Sie doch den Namen, der in dem Scheck angegeben ist, und die Zeichen in meiner Wäsche. Ich glaube auch nicht, daß ein Bur solche Wäsche trägt wie ich.“

Ich hatte aus meinem Wäschevorrat natür-

lich die besten Stücke mitgenommen, und aus den Packtaschen wurden jetzt einige Oberhemden herausgenommen, die mit meinen Anfangsbuchstaben in rotem Garn gestickt waren.

Dieser Beweis schien den Führer schwankend zu machen. Er sah mich lange an, prüfte immer wieder die Wäsche und sagte dann: „Vielleicht sind Sie unschuldig. Aber wie kommen Sie zu dem Kerl da?“

Ich erzählte wahrheitsgemäß, wie sich die Begegnung zugetragen hatte.

Der Führer der Patrouille nickte. „Was Sie mir da sagen, ist möglich, aber die Wahrscheinlichkeit ist gegen Sie. Wenn Sie wirklich ein harmloser Reisender wären, der nach Pietermaritzburg will, warum blieben Sie nicht auf der Straße, warum schlugen Sie sich seitwärts in die Berge?“

Ich gab Auskunft über den Grund meines Abweichens von der Straße, und der Engländer schien sich wirklich zu überzeugen.

„Macht ihm die Schlinge ab,“ befahl er.

„Ich danke Ihnen,“ erklärte ich; „bringen Sie mich, wenn Sie wollen, nach Greytown, ich will mich jeder Untersuchung unterwerfen, aber ich schwöre Ihnen bei allem, was mir heilig ist: ich bin unschuldig, ich weiß von der Freveltat dieses toten Mannes nichts. Ich bin weder auf seiten der Buren, noch auf seiten der Engländer; ich bin ein Deutscher und will nach meiner Heimat.“

Der Führer überlegte. Von mir fiel es wie Bergeslast. Im nächsten Augenblick aber stieß einer der Freiwilligen einen lauten Fluch aus und hielt dem Führer ein bedrucktes Stück Papier hin. Ich warf einen Blick darauf und fühlte, daß ich blaß wurde. Es war ein Exemplar der Proklamation, welche die Buren bei ihrem Einrücken in Natal überall verteilt hatten und die alle Holländer und alle Freunde der Buren und Feinde der Engländer zum Aufstand aufforderte. Diese Proklamation war holländisch und englisch gedruckt, und groß und breit prangte unter beiden der Name des Präsidenten des Transvaalstaates, Paul Krüger.

Dieser Name wirkte auf die Freiwilligen wie das rote Tuch auf einen Stier.

„Da haben wir es ja,“ sagte der Führer, „Sie erbärmlicher Lügner! Da ist eine Proklamation! Ist die auch durch Zufall in Ihre Tasche gekommen?“

„Ganz und gar nicht,“ erklärte ich. „Ich habe sie mir zum Andenken aufgehoben. Eine solche Proklamation ist doch kein Beweis des Verrats.“

Meine Worte begütigten aber den Engländer keineswegs. In vielen Dingen versteht der Engländer keinen Spaß und gleicht ganz und gar dem Franzosen, der in gewissen Augenblicken vollständig die Besinnung verliert und nur nach Impulsen handelt.

„Als Andenken mitnehmen!“ lachte er höhnisch. „Nicht wahr, um noch mehr Sympathien für die Buren zu erwecken? Diese Proklamation der schweinischen Bauern strotzt von Beleidigungen gegen England, seine Armee und seine Regierung. Ein ehrlicher Mann trägt so etwas nicht bei sich.“

Der Offizier winkte, und wiederum hatte ich die Schlinge um den Hals, die ich soeben erst los geworden war. Mein Schicksal war besiegelt, reden half nichts mehr, ich sah es ein. Diese unwissenden und in ihrem Nationalhaß verstockten Engländer wollten durchaus ein Opfer haben.

„Nun gut,“ sagte ich, jetzt völlig gefaßt. „So mordet mich, wenn ihr wollt. Nur eine Bitte habe ich noch, die Bitte eines Sterbenden.“

„Sie können ein Gebet sprechen,“ entgegnete der Engländer, „das will ich Ihnen gestatten.“

„Ich will Ihnen eine Adresse aufschreiben, die Adresse meiner Braut. Schicken Sie ihr diesen Scheck und die Nachricht, wie ich geendet habe. Binden Sie mir nur eine Hand los, um die Adresse aufzuschreiben. Kosten entstehen Ihnen daraus nicht. Ich habe ja noch Geld bei mir; nehmen Sie das und befördern Sie dafür den Brief. Sie haben wohl selbst eine Mutter, eine Schwester, eine Braut — wenn es irgend ein weibliches Wesen gibt, das Ihrem Herzen nahe steht, so beschwöre ich Sie um dieses Weibes willen: lassen Sie mich die Adresse aufschreiben und versprechen Sie mir, meinen Nachlaß an diese Adresse zu schicken.“

„Ihre Hände können nicht losgebunden werden. Sagen Sie mir die Adresse, ich werde sie aufschreiben.“

Es gibt wohl nichts Hoffnungsloseres, als einem Engländer eine deutsche Adresse zu diktieren. Er schreibt natürlich nach dem Gehör, und nicht ein Wort kommt richtig auf das Papier.

„Das nützt nichts,“ sagte ich verzweifelt und voller Bitterkeit. „Sie werden doch die Adresse nicht richtig schreiben. Aber da Sie sich fürchten, meine Fesseln zu lösen, obwohl hier fünf Bewaffnete gegen einen Wehrlosen sind, so nehmen Sie drüben das kleine Paket zugebundener Schriftstücke. Das sind Briefe von meiner Braut, und da werden Sie den Ort und den Namen angegeben finden.“

Der Engländer griff nach diesen Papieren und riß das bunte Band, mit dem ich sie kreuzweise zusammengebunden hatte, ab. Er blätterte in den Briefen, und plötzlich stutzte er. Es war der letzte Brief meiner Braut, und das, was den Engländer so sehr interessierte, waren Bilder. Meine Josephine war eine begeisterte Burenfreundin. Sie hatte im letzten Briefe ihrer Entrüstung über den Krieg, der unvermeidlich schien, Ausdruck gegeben und natürlich sehr engländerfeindlich geschrieben. Was sie aber besonders empörte, war, daß ein englisches Witzblatt schon damals Bilder gebracht hatte, die „Ohm Paul“ in unwürdigster Weise verspotteten. Auf einem Bilde war er dargestellt, wie Britannia ihn wie einen kleinen Jungen überlegt, und das andere Bild stellte sein Gesicht dar, das sehr vergnügt aussah. Darunter stand: „Vor dem Kriege.“ Wenn man das Bild umdrehte, so daß das Kinn nach unten und die Haare nach oben kamen, sah man wieder das Bild Krügers, aber weinend, und darunter standen die Worte: „Nach dem Kriege.“ Diese Bilder hatte Josephine ausgeschnitten und in den Brief geklebt.

Der Engländer begann zu lächeln. Auch seine Leute, die ihm über die Schultern gesehen hatten, lachten.

„Ihre Braut,“ sagte er, „ist eine Freundin der Engländer, wie mir scheint.“

Jetzt blitzte mir ein Hoffnungsstrahl auf. War der fanatische Haß dieser Engländer gegen die Buren auch durch keine Vernunft zu bezwingen, so konnte man ihre Nationaleitelkeit doch dazu benutzen, sie zu überlisten.

„Ja,“ rief ich, „Meine Braut ist eine Freundin der Engländer. Sie wird es nicht fassen können, daß Engländer so unmenschlich mit mir verfahren sind, obwohl ich völlig unschuldig bin.“

Der Freiwilligenführer sah mich an. „Ich will Sie nach Greytown mitnehmen,“ sagte er. „Macht ihm die Schlinge los!“

Ich atmete tief auf, ich war gerettet.

Meine Sachen wurden zusammengepackt, ich selbst mit gebundenen Händen auf mein Pferd gesetzt und nach Greytown zurückgeführt. Ich warf noch einen letzten, schreckensvollen Blick auf den Leichnam des Mannes, der vor so kurzer Zeit mein Reisegefährte gewesen war und der jetzt im Winde hin und her schaukelte.

Als man mich am frühen Morgen in Greytown einbrachte, gab es natürlich kein kleines Hallo in dem Städtchen, und die ganze Bevölkerung lief zusammen. Die Straßenjungen begrüßten mich als Burenspion und hatten offenbar großes Vergnügen bei dem Gedanken, daß ich nun gehenkt werden würde.

Ich bat den Führer, zuerst mit mir zu Bodenstein zu reiten, damit dieser Mann mir bestätige, daß ich erst am Morgen vorher von Keate aus eingetroffen sei. Bodenstein übersetzte auch dem Engländer den deutschen Text meines Zeugnisses von der Kohlengesellschaft, und der Polizeivorsteher von Greytown ließ mich, nachdem er mich nochmals verhört hatte, frei. Ich erhielt meine Sachen und mein Pferd zurück, blieb aber bis zum nächsten Morgen bei Bodenstein, denn ich war von dem fürchterlichen Erlebnis total erschöpft. Am nächsten Tage brach ich nach Pietermaritzburg auf, nachdem ich mir vorsichtigerweise von dem Polizeivorstand von Greytown noch eine Legitimation hatte ausstellen lassen. Daß ich diesmal auf der Straße blieb, ist wohl selbstverständlich.

Fünf Wochen später war ich in der Heimat, und meine Braut wurde schreckensbleich, als sie erfuhr, wie haarscharf ich dem Tode entgangen war, und wie nur der Zufall, daß sie die beiden Karikaturen in ihren letzten Brief geklebt, mir das Leben gerettet hatte.

Mannigfaltiges.

Eine Ehrensäule für weibliche Tapferkeit. — In der Mitte des 15. Jahrhunderts gehörte das jetzt sachsen-weimarische Städtchen Kaltennordheim in der Rhön zum Gebiete der gefürsteten Grafschaft Henneberg, deren damaliger Inhaber, Fürst Heinrich XIV., dort seine Residenz in einem festen, „zur Meerlinse“ genannten Schlosse hatte und im Jahre 1475 starb. Zu seinen Vorfahren gehörte unter anderen der berühmte Minnesänger Graf Otto von Henneberg, welcher sich von seinem Lieblingsaufenthalte, dem Schlosse Bodenlaube bei Kissingen, „Otto von der Bodenlaube“ nannte.

Fürst Heinrich, welcher wegen seiner Wohltätigkeit den Beinamen „Vater der Armen“ führte, war friedfertiger Gesinnung, wurde jedoch trotzdem in mancherlei Streitigkeiten mit den benachbarten fehdelustigen Adeligen verwickelt, welche im Jahre 1463 ein Bündnis wider ihn schlossen und die Umgegend von Kaltennordheim, besonders das Städtchen Kaltenwestheim und die Dörfer Erbenhausen und Mittelsdorf, plünderten und durch Brandlegung verheerten, wobei sie auch einen nächtlichen Überfall des Schlosses Kaltennordheim versuchten.

Bei dieser Gelegenheit bewiesen die in dasselbe geflüchteten Frauen von Kaltenwestheim großen Mut, indem sie, da die männlichen Verteidiger des Schlosses schon zurückzuweichen begannen, plötzlich mit Eimern voll heißen Wassers, welches sie für diesen Fall schon bereit gehalten hatten, auf den Mauerzinnen erschienen und dasselbe auf die anstürmenden Feinde herabgossen, wodurch diese, da durch eine von den Frauen bis zum Siedekessel gebildete Kette für immer frischen Nachguß gesorgt war, von den Mauern zurückgetrieben wurden und von dem Sturme Abstand nehmen mußten. Da nun diese wackere Tat der Frauen, was nicht ausbleiben konnte, später den Männern bei mancher Gelegenheit vorgehalten wurde, wobei diese ihrerseits bemüht waren, den Wert derselben möglichst herabzusetzen, und hierdurch Streitigkeiten entstanden, welche zu den Ohren des Fürsten Heinrich kamen, so entschied dieser dieselben ein für allemal zu Gunsten der Frauen, indem er befahl, denselben auf dem Markte zu Kaltennordheim eine steinerne Ehrensäule zu errichten, und bei Strafe

verbot, das Verdienst, welches sich die Frauen bei jener Gelegenheit erworben hätten, irgendwie zu schmälern.

Diese Säule, welche mit eingehauenen Blumen geschmückt und mit einer entsprechenden Inschrift versehen war, hat noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts gestanden, ist dann aber, weil vom Zahne der Zeit beschädigt und dem Verkehr hinderlich, beseitigt worden. [R. v. B.]

Unerwarteter Ausgang einer Wette. — Demnächst steht in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wieder die Präsidentenwahl bevor, die immer die heftigsten Meinungsverschiedenheiten und darum auch die sonderbarsten Wetten im Gefolge zu haben pflegt.

So betrieben zur Zeit der letzten Wahl vor vier Jahren in der ansehnlichen Stadt T. des Staates Ohio zwei junge Zigarrenhändler ihre Geschäfte Ihre eleganten Läden befanden sich einander gerade gegenüber in derselben Straße. Also waren sie scharfe Konkurrenten und sich eben deshalb gegenseitig nicht sonderlich freundlich gesinnt. Der eine hieß Smith, der andere Blackwell. Beide gehörten einem Klub an, in welchem sie zuweilen Abends sich trafen.

Smith nun war begeistert für den Kandidaten Bryan und trat lebhaft für dessen Wahl ein, Blackwell aber hielt es ebenso entschieden mit dem Gegenkandidaten Mac Kinley.

So gerieten eines Abends die beiden Konkurrenten in einen erregten Streit über die bevorstehende Wahl, bis sie, angetrieben noch dazu von ihren Freunden, miteinander auf folgende wunderliche Art wetteten.

In den Schaufenstern der meisten nordamerikanischen Zigarrenläden sieht man eine große, kunstvoll aus Holz geschnitzte und dunkelbraun angemalte Indianerfigur, die einen bunten Federschmuck auf dem Kopfe hat und in der einen Hand einen Tomahawk und in der anderen die Friedenspfeife oder auch ein Bündel Zigarren, was ja ziemlich auf ein und dasselbe herauskommt. Da wetteten nun die beiden Konkurrenten, daß der Verlierende, dessen Kandidat also bei der Wahl durchfalle, während eines Monats jeden Nachmittag statt seiner hölzernen Figur sich selbst, als Indianer kostümiert, zwei Stunden lang ins Schaufenster stellen solle.

Bryan wurde nicht gewählt; demnach verlor Smith die Wette. Unverzagt kam er der übernommenen Verpflichtung nach. Das hatte aber nun eine dem gewinnenden Blackwell sehr wenig angenehme Folge, denn Nachmittags zu der Zeit, wenn Smith als Indianer im Schaufenster stand, lief alles herzu, um ihn zu bewundern und seinem mannhaften Pflichteifer Beifall zu zollen. Viele traten dann auch in seinen Laden und kauften Zigarren, Zigaretten oder Tabak. Nie zuvor hatte Smiths Geschäft so geblüht wie zu dieser Zeit. Seinen beiden Gehilfen war es oft kaum möglich, die Menge der neuen Kunden rasch genug zu bedienen. Blackwell wurde darüber grün und gelb vor Neid. Er verwünschte die Wette, trotzdem er sie gewonnen hatte.

Was war zu tun? Rasch entschlossen, um der schlimmen Konkurrenz möglichst die Spitze zu bieten, kostümierte Blackwell sich ebenfalls als Indianer und stellte sich nicht nur Nachmittags, sondern auch den ganzen Vormittag als lebende Zierfigur in sein Schaufenster, erreichte dadurch aber nicht seinen Zweck. Denn er tat es ja nur aus schnöder Reklame, der wackere Smith aber tat es pflichtgemäß als ein redlicher Mann, der sein Wort unverbrüchlich hält. Das wurde vom Publikum ganz richtig beurteilt und begriffen. Es ging also nach wie vor zu Smith, und dem seine unbesonnene Wette verwünschenden Blackwell blieb nichts anderes übrig, als seinen Laden aufzugeben und in eine andere Stadtgegend zu ziehen. [F. L.]

Humoristisches.

Verplappert.

Gläubiger: Also dein Vater ist verreist; wie lange bleibt er denn aus?

Söhnchen des Hausherrn: So lange, bis Sie wieder fort sind!

Neue Auslegung.

Prinzipal (der beim unerwarteten Eintreten ins Kontor das Personal in Untätigkeit vorfindet): Meine Herren, das müßige Umhersitzen liebe ich nicht: Was tun! spricht Zeus.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 43.

Scherz-Rätsel.

In einem alten Instrument
Vertausch zwei Zeichen, und behend
Füg dann ein neues noch hinzu,
So hast du Lieder gleich dazu.

Auflösung folgt in Nr. 43.

Logogriph.

Wenn ich mit D es wär',
Flög' ich wohl kreuz und quer,
Bis hin zu ihr.
Weil's aber nicht kann sein,
Schleich' ich auf S mich fein
Sacht ins Revier!

Ob sie schon meiner harrt?
Ja, sie ist's! Mit V erknarrt
Am Steg das Wort.
Herz glüht mir, wie mit K:
Schnell zu dem Schätzchen nah
Eile ich fort!

Auflösung folgt in Nr. 43.

Auflösungen von Nr. 41:

des Form-Rätsels: Castelli:



der dreisilbigen Scharade: Strohblume.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.